

Patricia H. Rushford

Maxis Geheimnis

Maxi und ich – Band 1

Übersetzt von Angela Klein-Esselborn



Über die Autorin:

Patricia Rushford lebt mit ihrem Mann bei Portland, Oregon. Sie hat 2 erwachsene Kinder und 7 Enkel. Die diplomierte Krankenschwester und Therapeutin gab ihren Beruf auf, um sich dem Schreiben widmen zu können. Inzwischen hat sie über 45 spannende Bücher für Kinder und Erwachsene geschrieben.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-053-2

Alle Rechte vorbehalten

*This book was first published in the United States by Moody Publishers, 820 N. LaSalle Blvd., Chicago, IL 60610 with the title **The Trouble with Max**, copyright © 2007 by Patricia H. Rushford. Translated by permission.*

© der deutschsprachigen Ausgabe

2008 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH
35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Angela Klein-Esselborn

Cover Foto: Steve Gardner / PixelWorks Studio

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /
Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Koninklijke Wöhrmann, Niederlande

www.francke-buch.de

Kapitel Eins

„Schau mal, Jess, die Typen da.“ Maxi hielt schlingernd an, und ich wäre fast in sie hineingeratert.

„Was?“ Ich schaffte es, mein Rad zum Stehen zu bringen und abzustiegen. Die Typen, von denen sie sprach, waren ein ganzes Stück entfernt. Ich schauderte. Unter der offenen Lederweste des einen lugte eine Tätowierung hervor. Sein Bizeps war so groß wie eine Wassermelone. So einem will man ganz gewiss nicht abends im Dunklen begegnen. Der große, hagere Typ rauchte eine Zigarette und verzog das Gesicht, als habe er Schmerzen.

„Ist das denn zu fassen?“, fragte sie mit zusammengebissenen Zähnen. „In aller Öffentlichkeit mit Drogen zu handeln – in einem öffentlichen Park. Die schnappen wir uns.“

So aufgebracht hatte ich sie noch nie erlebt, und das machte mir Angst. „Komm schon, Maxi, weg hier.“ Mein Herz pochte schneller als bei einem Hasen, der vor einem Fuchs davonläuft. Wir waren mit den Fahrrädern unterwegs und hatten eine Abkürzung durch den Centennial Park genommen. Am liebsten wäre ich nach Hause gefahren. „Vielleicht sind das gar keine Drogen. Vielleicht haben sie nur ...“

„Und ob. Ich erkenne einen Junkie aus einem Kilometer Entfernung.“

Ich runzelte die Stirn und fragte mich, wie sie das fertigbrachte, hielt es aber für das Beste, nicht nachzuhaken. „Wir sollten die Polizei rufen.“

„Stell dich doch nicht so an wie ein Mädchen.“

„Ich bin ein Mädchen.“

„Psst.“ Maxi legte einen Finger auf den Mund.
„Sonst hören sie uns noch.“

„Aber ...“

„Bleib locker, Jess. Sie wissen nicht, dass wir sie im Visier haben. Wir nehmen einfach die Beweise, die wir brauchen, mit der Kamera auf und zeigen sie an. Kein Problem.“ Maxi kramte in ihrem Rucksack und hielt die Kamera in Augenhöhe. Sie machte ein paar Fotos und verstaute sie wieder in ihrem Rucksack.

Für sie mochte das kein Problem gewesen sein, doch ich als die Praktischere von uns beiden wollte diese Kerle der Polizei übergeben, jetzt sofort, während wir zusahen, wie sie ihre Drogengeschäfte abwickelten. Maxi nicht. Sie war eine, die mit Anlauf in einen eiskalten See sprang. Während ich selbst in ein beheiztes Becken nur Zentimeter für Zentimeter eintauchte.

„Sie hauen ab.“ Sie lehnte ihr Rad an einen Ahornbaum. „Los, hinterher.“

„Nein. Wir zeigen sie bei der Polizei an.“ Ich klappte den Ständer meines eigenen Rades herunter und stellte es neben ihrem Rad ab. Hoffentlich konnte ich es ihr ausreden, die Männer zu verfolgen.

„Pah. Die Bullen glauben uns doch nie“, beharrte Maxi. „Wir brauchen handfeste Beweise.“

Ich versuchte sie zurückzuhalten, aber Maxi von etwas abhalten zu wollen, was sie sich in den Kopf gesetzt hatte, war genauso, wie unseren Fluss, den Chenoa, in der Regenzeit aufhalten zu wollen. Also tat ich das Einzige, was ich konnte – ich verfolgte Maxi, während sie den Typen zu einer alten Fischkonservenfabrik an den Docks folgte. Wir duckten uns in das baufällige Gebäude, kauerten uns hinter Fässer und Kisten und krochen auf die Stimmen zu. Als Maxi schließlich innehielt, versteckte ich mich, kniff

die Augen zusammen und betete, dass wir lebend wieder da rauskämen.

„Ich kann sie kaum hören.“ Maxi stupste mich an.
„Wir müssen etwas näher ran.“

Ich schluckte die Hysterie herunter, die wie ein Klumpen in meiner Kehle saß. „Nein. Bitte, Maxi, lass uns heimfahren.“

Plötzlich nahm ich hinter mir Schritte wahr, und eine schwere Hand legte sich auf meine Schulter.

Kapitel Zwei

Gleich am Tag unseres Kennenlernens wusste ich, dass es mit Maxi nur Ärger gäbe. Allerdings wusste ich noch nicht, dass ihre Probleme auch meine würden.

Ich weiß nicht so recht, warum, aber ich mochte Maxi von dem Augenblick an, als ich sie sah – so ungezähmt und abgefahren in ihren sackartigen Klammotten und ihrer verrückten Frisur. Maxi ist überhaupt nicht wie ich, aber wir haben doch zwei Dinge gemeinsam. Erstens, die anderen Kinder starren uns beide an. Eigentlich nicht, weil sie uns nicht mögen würden. Ich denke, sie haben Angst vor uns, allerdings aus unterschiedlichen Gründen. Und zweitens, wir sind beide recht neu in der Schule. Maxi war gerade hierhergezogen. Ich lebe schon immer in Chenoa, war aber bis zu diesem Jahr zu Hause unterrichtet worden.

Maxi kam gleich nach den Ferien an unsere Schule. Da hatte ich bereits vier elende Monate darin zugebracht. Maxi Hunter kam am Tag nach den Weihnachtsferien in unsere Klasse und alle, auch ich, wandten sich zu ihr um und starrten sie an. Sie trug eine armeegrüne Schlabberhose mit ungefähr zehn Taschen und ein langärmliges rotes Flanellhemd über einem schwarzen Trägertop. Das Auffälligste an Maxi waren ihre Haare. Damals trug sie eine Igelfrisur mit rotbraunen, schwarzen und pinkfarbenen Strähnen.

Ihr Legt-euch-bloß-nicht-mit-mir-an-Blickschweifte durch das Klassenzimmer, ließ sich auf jedem einzelnen Sechstklässler nieder und forderte sie

heraus, etwas zu sagen oder zu tun, was Missbilligung ausdrücken könnte. Keiner tat das. Zuletzt schaute sie mich an, vermutlich weil ich am weitesten hinten saß, wo ich am wenigsten bemerkt wurde. Ihr Blick heftete sich an mich und verharrte länger auf mir als auf den anderen – so als nähme sie mich unter die Lupe. Ihr Blick war nicht fies oder gar neugierig – einfach nur abschätzend. Damals erhaschte ich etwas in ihren Augen – Respekt vielleicht. Da war ich mir nicht so sicher.

Maxi kapselte sich anfangs eher ab, genau wie ich üblicherweise. Bisweilen erwischte ich sie, wie sie mich beobachtete. Oder sie erwischte mich, wie ich sie beobachtete. Dann lächelte ich sie an, aber sie lächelte nie zurück. Sie passte nicht besser hierher als ich, aber bei Maxi war es so, dass sie es auch gar nicht richtig wollte. Sie war klug, und wir beide schrieben meist die besten Noten der ganzen Klasse. Das war vermutlich ein weiterer Grund, warum sich die anderen nicht mit uns abgeben wollten.

Der Frühling kehrte ein, und unser Sportlehrer beschloss, es sei Zeit für Softball. Mir graute davor, in einer Mannschaft zu spielen, aber ich versuchte nicht, mich dem zu entziehen. Dann geschah etwas Erstaunliches. Maxi war super in Sport und meldete sich eines Tages freiwillig als Spielführerin einer unserer Mannschaften. Als Erstes musste sie sich ihre Spieler aussuchen. Von allen Sechstklässlern im Sportunterricht wählte Maxi mich als Erste, nicht wie sonst als Letzte.

Zu sagen, ich sei überrascht gewesen, wäre wohl die Untertreibung des Jahres. Ich bin alles andere als eine Sportskanone. Ich bin klein und dürr und habe ungefähr so viel Muskelmasse wie ein verkochter Spargel. Das liegt daran, dass ich Leukämie habe und

mit sechs Jahren meine erste Chemotherapie bekommen habe. Im Moment können die Ärzte keinen Krebs feststellen. Aber mir kann es jederzeit wieder schlechter gehen, und ich kann sterben. Als Maxi also auf mich zeigte, sperrte ich den Mund auf und stand reglos da.

Cooper Smally, der große Kerl neben mir, haute mir seine Pranke auf die Schulter und schob mich nach vorne. „Mach schon, du Dussel.“

Es tat mir auf mehr als eine Art weh, dass Cooper auf mir herumhackte, was häufig vorkam. Aber ausnahmsweise war ich ihm mal dankbar. Er bewahrte mich davor, wie ein Idiot dazustehen, anstatt mich beschwingt auf die andere Seite des Spielfeld zu begeben und mich neben meine neue Freundin zu stellen. Zumindest hoffte ich, sie wäre meine Freundin. So viele hatte ich nämlich nicht. Kein Wunder. Wenn man Leukämie hat und eine Glatze, fühlen sich viele verunsichert. Mama sagt, das liegt daran, dass sie nicht wissen, was sie sagen sollen. Manche glauben doch tatsächlich, sie stecken sich an, wenn sie mir zu nahekommen. Es gibt schon komische Leute.

* * *

Maxi schickte mich auf die dritte Base und es lief ganz okay. Einmal kam ein Ball genau auf mich zu, und ich bekam ihn zu fassen. Natürlich stellte ich mich ungeschickt an, behielt den Ball jedoch in meinem geliehenen Handschuh – was an sich schon ein Wunder war, da meine Hand mindestens dreimal hineingepasst hätte.

Jedenfalls fing ich den Ball mit meiner Rechten und warf ihn, so fest ich konnte, dem Mann bei der

ersten Base zu, der zufälligerweise Cooper Smally war. Der Ball flog nicht weit genug, und Cooper verpasste seine Chance, den Schlagmann mit dem Ball zu berühren, sodass er „out“ war. Cooper riss sich die Baseballmütze vom Kopf und hätte sie fast in den Boden gestampft. Dann ging er auf mich los.

Er schubste mich an den Schultern, was den meisten Kindern vermutlich nichts ausgemacht hätte, aber ich Schwächling stolperte rückwärts und kam auf dem Boden auf.

Da tauchte Maxi auf. Sie zerrte ihn hinten am T-Shirt. „Noch so ein Schubser, Cooper, und du fliegst aus meiner Mannschaft.“

Coopers Gesicht war rot und rund wie ein Basketball. Eine Sekunde lang dachte ich, er würde anfangen zu heulen. „Das kannst du gar nicht. Mr Davis lässt das nicht zu.“

„Ich kann alles, was ich will, Cooper *Smally*, denk dran.“ Sie dehnte seinen Nachnamen, als wolle sie damit klarstellen, was für ein kleiner Wicht er doch war.

Ich zuckte zusammen, denn ich wollte keinen Streit.

Cooper gab klein bei. Das hätte ich nie geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Er gab klein bei gegenüber Maxi, die nicht nur ein Mädchen war, sondern auch nur ungefähr halb so groß war wie er. Das heißt, die Länge war in etwa gleich – aber Cooper war ringsum etwas kräftiger.

Seitdem war Maxi, ob sie sich nun für meine Freundin hielt oder nicht, meine Heldin.

Mr Davis schaute von seinen Papieren auf und brüllte von der Tribüne herüber: „Was ist denn da los?“ Wahrscheinlich hatte er nicht besonders aufgepasst, sonst hätte er es gewusst.

Maxi schaute zu ihm, dann zu Cooper. „Nichts

Besonderes, nur ein Missverständnis.“ Sie blickte zu mir hinunter. „Alles in Ordnung, Jess?“

„Ja.“ Ich wischte mir die Tränen aus den Augen, die sie hoffentlich nicht bemerkt hatte. Als ich auf die Knie kam, reichte Maxi mir die Hand, um mir hochzuhelfen. Ich nahm sie an, denn ich war dankbar für die Hilfe – ehrlich gesagt, bin ich mir nicht sicher, ob ich es allein geschafft hätte. „Guter Fang übrigens.“ Maxi grinste mich an und ging wieder zurück an ihren Platz.

Ich klopfte mir den Staub ab und ging wieder auf meine Position.

Drei Punkte später, die nicht mir zu verdanken waren, war unsere Mannschaft am Schlag. Ich konnte den Ball nicht besonders weit werfen, aber das bekümmerte Maxi anscheinend nicht. Ich holte aus und sie feuerte mich an wie all die anderen. Wir gewannen das Spiel – besser gesagt, Maxi gewann das Spiel für uns. Mit ihrem Talent zum Fangen und Schlagen übertraf sie alle anderen – sogar Cooper.

Ich fand nie heraus, warum Cooper so sauer auf mich war. Womöglich deswegen, weil der Ball nur etwa sieben Meter weit kam, als ich ihn warf, was für mich allerdings schon ein guter Wurf war.

Meine Eltern sagen, es kommt nicht darauf an zu gewinnen, sondern darauf, dass man sein Bestes gibt und Spaß hat. Mr Davis scheint diese Auffassung zu teilen, denn er gab mir eine hervorragende Note in sportlichem Verhalten. Cooper hat das vermutlich nie kapiert. Maxi allerdings sehr wohl, und dafür mochte ich sie.

Seitdem sind Maxi und ich befreundet. Zuerst verstand ich nicht, warum sie sich mit mir abgeben wollte. Ich bin nicht unbedingt so die Stimmungskanone. Eine Zeit lang dachte ich, sie hätte vielleicht

Mitleid mit mir. Einmal sprach ich sie darauf an und sie lachte. „Glaubst du das wirklich?“

„Na ja“, sagte ich. „Ich kann mir keinen anderen Grund vorstellen, warum du mit mir befreundet sein wolltest.“

„Du bist nett, Jessie Miller“, erwiderte sie. „Du hast die Eigenschaften, die ich an einem Menschen mag. Und du hast mich nicht ein einziges Mal, auch nicht, als ich das erste Mal zur Schule kam, so behandelt, als gehörte ich nicht dazu.“

Dasselbe hätte ich auch über Maxi sagen können. Sie schaute mich nie so an wie die anderen – als wäre ich ein Alien oder so was. Nicht, dass ich das jemandem übel genommen hätte. Ich sehe einem Asgard von *Stargate* ziemlich ähnlich – klein, mager, große Augen und kahler Schädel. So ziemlich der einzige Unterschied ist, dass ich nicht nackt herumlaufe.

Dennoch war ich von ihrer Antwort verblüfft – davon, dass sie behandelt würde, als gehörte sie nicht dazu. Ich hatte immer gedacht, Maxi schert sich nicht darum, was andere Kinder dachten. Ich hing gerne mit Maxi herum, außer wenn ihre Abenteuerlust sie mal wieder überkam. So wie jetzt.

* * *

Jedenfalls waren wir jetzt hier in diesem dunklen Schuppen und schoben uns zentimeterweise vorwärts, damit Maxi sich die Typen näher ansehen konnte. Dann spürte ich diese große Hand auf meiner Schulter und dachte, *Oh-oh, gleich sind wir tot*. Mein Herz pochte mir bis zum Hals. Ich wirbelte herum.

Der Kerl war riesig und sah fies aus. Er hielt sich den Finger vor den Mund, damit ich nicht schrie. Ich schaute von der Pistole in seiner Hand zu seinem

mürrischen Blick. Maxi hatte ihn noch nicht wahrgenommen. Da drehte sie sich um und fing an zu kreischen. Ich legte ihr die Hand auf den Mund. Sie wischte meinen Arm weg und schaute mich vernichtend an, als hätte ich sie verpiffen oder so.

Ich ging davon aus, dass der Typ ein verdeckter Ermittler war, und entspannte mich etwas. Er ging neben uns in die Hocke und legte jeder von uns eine Hand auf die Schulter. „Hört gut zu, Mädels, ihr bleibt geduckt und begeben euch hinaus. Entfernt euch so weit vom Gebäude, wie ihr könnt.“

„Warum?“, flüsterte Maxi.

„Weil es hier in zwei Minuten nur so wimmelt vor Polizisten. Und glaubt mir – ihr wollt nicht mitten in dem Gewühle sein.“

Maxi nickte. „Das sind doch Drogendealer, oder? Jess und ich haben sie in der Stadt im Park gesehen und sind ihnen gefolgt.“

Er seufzte. „Darüber reden wir später. Weg mit euch.“

Ich hatte keine Lust zu streiten. Ich packte Maxi an der Hand und drehte mich um. Mit meiner Schulter kam ich an ein Fass, und es schepperte zu Boden.

Ich erstarrte. Mein Herz setzte aus. Panik ergriff mich wie eine Flutwelle.

„Was war das?“ Einer der miesen Typen hob eine Schusswaffe und schaute in unsere Richtung.